

Assimilationskrise in der Westschweiz und im Tessin?

Autor(en): **Gorgerat, Charles / Zoppi, Giuseppe**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **2 (1934-1935)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Assimilationskrise in der Westschweiz und im Tessin?

«... Ist in den großen Staaten Europas die einheitliche Sprache der Ausdruck ihrer nationalen Eigenart, so ist in der Schweiz das Nationale die Mehrsprachigkeit. Die Kleinheit des schweizerischen Staatsgebietes wird wettgemacht durch den Reichtum der Lebensformen, der sich aus dem Austausch der geistigen Werte von drei Kulturnationen, in ihrer schweizerischen Umprägung ergibt.»

Die unbedingte und selbstverständliche Gültigkeit dieser klassischen Worte Prof. Fritz Fleiners in seinem «Schweizerischen Bundesstaatsrecht» ist in der Eidgenossenschaft nie in Frage gestellt worden — und wird es nie werden. Das Nebeneinanderbestehen von drei Nationalsprachen hat noch nie zu ernststen Reibungen geführt. Wir sind auf diese Eintracht stolz, und die Welt beneidet uns darum.

Die wirtschaftlichen Erschütterungen, denen unsere Epoche ausgesetzt ist und die soziologischen Wandlungen, die eine natürliche Folge davon sind, scheinen in der Westschweiz und im Tessin gewisse Erscheinungen gezeitigt zu haben, die als Störungen des kulturellen Eigenlebens empfunden werden. Der temperamentvolle waadtländische Nationalrat, Dr. Charles Gorgé, hat dem «Malaise» in einem vielbeachteten Artikel in der «Gazette de Lausanne» Ausdruck verschafft. Prof. Giuseppe Zoppi, der hochgeschätzte tessinische Dichter, hat in einem Vortrag vor der Zürcher Studentenschaft ähnliche Sorgen zur Sprache gebracht. Wir halten das, was die beiden Verfechter der Reinhaltung ihrer heimatlichen Kultur vorgebracht haben, der ernststen Aufmerksamkeit und Prüfung für wert, im Interesse des ganzen Landes. Es muß ein nobile officium der Deutschschweizer sein, den zahlenmäßig schwächeren romanischen Gliedern des Bundes jede mögliche Rücksicht angedeihen zu lassen, um ihnen die Wahrung ihres kulturellen Eigenlebens zu erleichtern.

Ohne hier auf Einzelheiten einzutreten, möchten wir vorausschicken: die Verteidigung des sprachlichen und kulturellen Lebens gegen fremde Einflüsse soll jede Unterstützung finden. Jeder regionale Heimatschutz ist schweizerischer Heimatschutz. Anders liegen die Dinge auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Einheit des schweizerischen Wirtschaftsraumes ist eine Lebensnotwendigkeit. Ökonomischer Regionalismus? Niemand stellt ihn im Ernste zur Diskussion!

Kein schöneres und gewichtigeres Motto könnte dieser Auseinandersetzung vorangestellt werden, als die über alle juristische Nüchternheit sich erhebenden Sätze, mit denen Prof. W. Burckhardt in seinem Kommentar zur Schweizerischen Bundesverfassung die Erläuterung über den Art. 116 (über die Nationalsprachen des Bundes) abschließt:

«Es ist ein stillschweigend anerkannter Grundsatz, daß jeder Ort seine überlieferte Sprache soll behalten können, trotz fremdsprachiger Einwanderung, daß also die räumlichen Grenzen der Sprachgebiete nie sollen verschoben werden; und zwar ebenso wenig zuungunsten der Mehrheit wie der Minderheiten. Im Vertrauen auf diese stillschweigende Übereinkunft beruht das friedliche Verhältnis

der Sprachen zueinander; jeder Stamm soll darauf zählen können, daß die anderen weder amtlich noch privatim Eroberungen auf seine Kosten machen und machen wollen. Die Einhaltung dieser Norm wie die Achtung jedes Stammes vor der Eigenart des andern ist eine Pflicht eidgenössischer Treue; sie ist nicht weniger heilig, weil sie in keinem Gesetz niedergelegt ist. Sie ist vielmehr um so heiliger zu halten, weil sie eine der Grundlagen unseres Staates selbst ist.» W. M.

I.

Kulturprobleme der italienischen Schweiz

von Giuseppe Zoppi

Einer der eigenartigsten und wertvollsten Charakterzüge der Schweiz ist das herzliche und brüderliche Bündnis zwischen den drei oder vier Sprachgruppen und Volksstämmen, aus denen sie sich zusammensetzt. Als mich eines Tages ein polnischer Professor besuchte, sagte er mir: «Erklären Sie mir doch einmal, was Ihr eigentlich macht, um so gut miteinander auszukommen». Auch die Rassentheorien, in denen sich heute ein Teil von Europa ergeht, haben dazu beigetragen, daß diese wahrhaftig entscheidende Tatsache unserer Demokratie in die Augen springt. Ein so hohes und menschliches Ideal, so im tiefsten lebenswert und von solch edler Humanität darf man aber nicht als ein für allemal erworben betrachten; im Gegenteil, es muß Tag für Tag in unserem Herzen und unserem Geiste neu erobert werden. Es muß leuchten und erleuchten; es muß im Bewußtsein wohnen; seine Grenzen — wenn es solche hat — dürfen nicht übersehen und seine Schwierigkeiten und Mängel müssen erkannt werden.

Es ist für jedermann augenfällig, daß das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den drei wesentlichen Volksgruppen durchaus nicht ausgewogen ist: die deutsche Schweiz zählt ungefähr 2,500,000, die französische Schweiz ungefähr 1,000,000 und die italienische Schweiz gegen 180,000 Köpfe. Nie darf vergessen werden, ein wie kleines Gebilde also die italienische Schweiz ist: daraus entspringt alles, was uns unglücklich macht. Vermögen wirklich diese 180,000 Schweizer italienischer Zunge — und wir werden sehen, daß auch diese geringfügige Zahl noch vermindert werden muß —

die große Sache der italienischen Kultur in der schweizerischen Eidgenossenschaft zur Geltung zu bringen? Haben sie die Möglichkeit, ein Volk zu sein, das heißt eine menschliche Gemeinschaft, die sich nicht damit begnügt, Minestra und Postkarten zu verkaufen, sondern die ihre eigenen Ueberlieferungen und Bräuche hat und die tiefste Rechtfertigung ihrer Existenz im Leben der Kunst findet? Ich will bei diesen Fragen nicht verweilen und mich dieser anderen Konsequenz unserer zahlenmäßigen Kleinheit zuwenden: wenn jenes Ideal, von dem ich eben gesprochen habe, im Herzen der Schweizer wirklich lebendig wäre — und man kann nicht Schweizer sein ohne dieses Ideal — dann müßte alles, was die italienische Schweiz angeht, Sprache, Kultur, Bräuche, Landschaft als unantastbar, als heiliges Gut betrachtet werden, das unbedingt behütet, lebendig erhalten und erhöht werden muß im Interesse unseres gemeinsamen Vaterlandes.

Wie steht es nun damit? möchte ich fragen. Besinnen wir uns einmal und prüfen wir etwas unser Gewissen!

Fangen wir bei uns selbst an, das heißt bei den eingeborenen Bewohnern der italienischen Schweiz. Hier müssen wir nun sogleich eine Unterscheidung treffen. Die italienische Schweiz umfaßt zwei Hauptgruppen: die italienischen Täler Graubündens und den Tessin. Man muß sie gesondert behandeln.

Graubünden hat drei italienische Täler: *V a l l e M e s o l c i n a*, das geographisch betrachtet mit dem Tessin verbunden ist; *V a l l e B r e g a g l i a*, zwischen der kleinen italienischen Stadt Chiavenna und dem Malojapaß; *V a l l e d i P o s c h i a v o*, zwischen dem veltlinischen Tirano und dem Berninapass. Alles in allem 15,000 Einwohner. Diese drei Täler sind voneinander getrennt durch hohe Berge, aber auch durch Unterschiede der Religion: Mesolcina ist katholisch, Bregaglia protestantisch, Poschiavo kennt Protestanten und Katholiken. Sie bilden kein gleichartiges und harmonisches Ganzes. Sie gehören schließlich dem Kanton Graubünden an, dessen Mittelschulen in Chur konzentriert und deutschsprachig sind. Italienisch sind also in diesen Tälern nur die Elementarschulen. Sobald die Schüler ins Alter kommen, wo die wirkliche Bildung einsetzt und nach und nach das Bewußtsein und die Geistesart einer Kultur erworben wird, treten sie in Schulen deutscher Zunge ein. Ich weiß natürlich wohl, daß sie in gewissen Fällen fortfahren mit der Pflege des Italienischen und dem Studium der italienischen Literatur. Aber

in der Gesamtheit ihres Studiums halten sie sich an das Gleiche wie ihre deutschsprechenden Kameraden.

Unter diesen Umständen ist es eigentlich erstaunlich, daß die drei Täler trotz allem versuchen, etwas Gemeinsames zu unternehmen. Es gibt eine Gesellschaft *Pro Grigione italiano*. Sie wird mit viel Tatkraft geleitet von Dr. Zandralli, Professor am Churer Gymnasium, der eine Zeitschrift *Quaderni Grigioni Italiani* und jedes Jahre einen Almanach für das Volk herausgibt. Neben Gedichten und Prosa von einigem Wert findet man aber leider in der Zeitschrift und den Kalendern viele sehr mittelmäßige Dinge. Das Italienische, das man in diesen Tälern schreibt und spricht, ist oft sehr bescheiden; es fehlt ihm die immer notwendige Berührung mit einem großen Volke und einer großen und hohen Tradition.

Anders liegen die Dinge im Tessin. Der Tessin ist ein eigenständiger Staat, mit einem ausgezeichneten Schulsystem; hier hat man immer die Beziehungen zu Italien und der italienischen Kultur bewahrt. Die unbedingte Notwendigkeit dieser Beziehungen könnte nicht besser ausgedrückt werden als mit den folgenden Worten eines deutsch-schweizerischen Historikers: «Bei der Kleinheit des Volkes und seines Erdraumes muß die eingeborene Kultur um so stärker betont werden. Der Tessiner muß in weit höherem Maße italienisch sein, als wir alemannischen Schweizer deutsch sind. Auf der anderen Seite muß er aber auch schweizerischer sein als alle andern, wenn er sein politisches Ideal nicht demjenigen des italienischen Königreiches opfern will.»

Die Geschichte des Tessin gliedert sich in drei Epochen. Bis zum Jahre 1500 haben wir mehr oder weniger am Schicksal der Lombardei teilgenommen; von 1500—1800 waren wir die demütigen Untertanen — allerdings mit vielen kommunalen und lokalen Freiheiten — der Schweizerkantone. Seit 1800 sind wir ein Glied der Eidgenossenschaft. Während der ersten Epoche wird man kaum von einer lokalen Kultur sprechen können, und von der zweiten sagen unsere Historiker meistens nur Übles. Die schweizerischen Vögte haben zweifellos nichts für das Land getan, sondern es nur ausgebeutet. Immerhin haben sie weder an der Sprache noch an der Religion gerührt. Sogar unsere Dialekte, außer dem der Leventina, sind beinahe frei von Ausdrücken deutschen Ursprungs geblieben.

Im allgemeinen findet man in der mündlichen Überlieferung des Landes, das heißt in Sprichwörtern und Legenden, keinerlei Spuren von Haß oder Groll gegen unsere einstigen Herren.

Seit 1800 bis heute hat der Tessin, eine kleine Republik italienischer Sprache, ungeheure Fortschritt auf allen Gebieten gemacht. Seit 1830 wurde dank Stefano Franscini, der später der erste tessinische Bundesrat wurde, dem Schulwesen alle erdenkliche Sorgfalt gewidmet. Heute besitzt der Kanton Tessin Primar- und Sekundarschulen, ich wiederhole dies, allerersten Ranges. Die Primarschulen werden immer mehr nach den Grundsätzen der «Arbeitschule» geleitet. Es wird dort ausgezeichnete und anregende Arbeit geleistet. So bleibt die Schule die erste und wesentlichste Hüterin unserer Sprache und unserer Überlieferungen. Überdies besitzt der Tessin 8 oder 9 Gymnasien, die die Schüler vom 11. bis 16. Jahre besuchen. Später treten sie ins Lyceum von Lugano, das seit langem von dem Dichter Francesco Chiesa geleitet wird, oder in die höhere Handelsschule von Bellinzona ein, oder auch in das Lehrerseminar von Locarno, das wir jüngst umgestaltet und um ein weiteres Studienjahr bereichert haben. Eine Universität besitzen wir nicht; darin liegt bekanntermaßen eines unserer gewichtigsten Probleme.

Ich glaube, theoretisch kann man sehr wohl die Meinung vertreten, die italienische Schweiz müsse eine eigene Universität haben, in der Praxis aber würde sie sich als nicht lebensfähig herausstellen. Das ist eine der schmerzlichsten und vielleicht beinahe tragischen Folgen unserer zahlenmäßigen Kleinheit. Wir hätten weder Professoren noch Studenten. Außerdem ist es wünschenswert, daß unsere jungen Leute für eine gewisse Zeit dieses allzu kleine Land verlassen, — wo alles gezwungenermaßen eben klein sein muß und es auch die Universität wäre — um die weite Welt zu sehen und die großen und berühmten Schulen zu besuchen. Gegenwärtig immatrikulieren sich die meisten an schweizerischen Universitäten, einige auch an italienischen. Die ideale Lösung dieser Frage wäre natürlich die, daß sie eine Zeitlang in beiden Ländern studieren könnten: In der Schweiz würden sie ihr Vaterland, seine Einrichtungen und die Landessprachen besser kennenlernen; in Italien würden sie eine vertiefte Kenntnis ihrer eigenen Kultur erwerben. Es gibt immer Leute, die sich ängstigen um den Patriotismus der Studenten, die italienische Universitäten besuchen. Ich indessen überlege etwa folgendermaßen: Entweder haben wir einen tiefen Glauben an die Güte

unserer eigenen Einrichtungen, und dann ist nichts zu befürchten, oder wir haben ihn nicht — und dann bleibt auch nichts zu bewahren. Unsere Väter und auch Großväter haben immer italienische Universitäten besucht und sind trotzdem ausgezeichnete Patrioten geblieben. Bei dieser Gelegenheit sei einmal ausgesprochen, daß nichts die Tessiner tiefer verletzt als Zweifel, auch unausgesprochenen, an ihrem Patriotismus.

Dank unserer guten Schulen und des guten Willens der Bevölkerung ist das mittlere tessinische Kulturniveau ein sehr hohes. Es ist höher, und ich habe das neulich auch in der «Nuova Antologia di Roma» erwähnt, als dasjenige irgendeines Volksteiles der entsprechenden alpinen oder voralpinen Lage. Unsere Zeitungen beispielsweise sind ja nicht eben berühmt, aber den kleinen italienischen Provinzzeitungen durchaus an die Seite zu stellen. Unsere drei kleinen Städte, eine wirkliche Hauptstadt haben wir keine, brauchen die italienischen kleinen Städte mit gleich großer Einwohnerzahl um nichts zu beneiden. Bei uns werden oft Vorträge veranstaltet, man gibt Konzerte, das Publikum interessiert sich dafür, alle diese Veranstaltungen fallen gar nicht übel aus. So sagte mir eines Tages ein sehr berühmter italienischer Redner: «In den kleinen Städten meines eigenen Landes werde ich nicht so geschätzt und empfangen.» Als Schlußfolgerung kann man sagen, daß wir während dieser 130 Jahre, da wir Schweizer sind, aus elenden Untertanen uns zu einem selbstbewußten und recht kultivierten Volke entwickelt haben.

Jedermann kennt unseren bedeutenden Schriftsteller *Francesco Chiesa*; sein bester Roman «*Tempo di marzo*» ist auch in der deutschen Schweiz sehr bekannt; überdies wurde er ins Deutsche übersetzt. Seine Erzählungen und seine Gedichte gehören zum Edelsten, was die heutige italienische Literatur hervorgebracht hat. Er gehört in die Reihe der sieben oder acht besten modernen italienischen Schriftsteller. Gewöhnlich glaubt man, vor ihm hätte es keine tessinischen Schriftsteller gegeben. Das ist ein Irrtum. Die demnächst erscheinende *Antologia della Svizzera italiana* wird zeigen, daß es seit dem Humanismus — in Italien oder bei uns — immer Schriftsteller, Erzähler und Dichter gegeben hat. Heute gibt es außer Chiesa noch andere Dichter und Erzähler, geistvolle Kritiker; ferner Maler, Bildhauer, Graphiker. Die Gegenwart ist trotz allem der Vergangenheit nicht unwürdig.

Was die Literatur anbetrifft, so überragt sie sie sogar. In der Kunst ahmt sie die Vergangenheit nach und setzt sie fort. Der Tessin hat bekanntermaßen ehemals sehr große Künstler hervorgebracht, um nur Domenico Fontana, Carlo Maderno, Francesco Borromini zu erwähnen.

Die einheimische Bevölkerung ist durch die Auswanderung sehr geschwächt worden. Die Tessiner ziehen fast überall hin. Die jungen Leute aus dem Mendrisiotto und aus dem Luganesischen bevorzugen Südamerika und die romanische Schweiz. Die aus den Tälern sind fast über ganz Europa und Amerika zerstreut. Aus meinem Tal beispielsweise begaben sie sich nach Kalifornien; aber es existiert ein Dorf, wo sie seit Jahrhunderten Holland bevorzugen. Die Auswanderung der Leventina wies vor allem nach Frankreich, die des Bleniotals nach England, von Losone und Pedemonte nach der Toscana. Darum findet man überall Tessiner. Die vor zirka 20 Jahren von Augusto Rusca gegründete Gesellschaft « P r o T i c i n o » hat sich die schöne Aufgabe gestellt, die Beziehungen zwischen den zahllosen Emigranten und ihrem kleinen und großen Vaterlande aufrecht zu erhalten. Sie besitzt heute etwa 30 Sektionen in Europa und Amerika. Ihretwegen haben wir aber kaum den Eindruck, zahlreicher geworden zu sein. Krieg und Krise haben dann die tessinische Auswanderung sehr eingeschränkt. «Non ogni male vien per nuocere.» (Nicht jedes Übel kommt um zu schaden) sagt ein italienisches Sprichwort.

Denn obwohl einige Tessiner aus Amerika ein schönes Vermögen zurückgebracht haben, so glaube ich trotzdem, daß die Auswanderung ein Unglück für das Land war. Noch heute sind gewisse Dörfer, speziell in den Tälern, sozusagen entvölkert. Wir brauchen aber unsere Dörfer, unsere Landschaft. Denn gerade von dorthier kommen unsere besten Männer. Von 1800—1830 ungefähr wurde die kantonale Politik von Vincenzo d'Alberti beherrscht, der aus Olivone stammte. Von 1830—1850 von Stefano Frascini aus Bodio. Und heute: Giuseppe Motta stammt aus Airolo, dem hintersten Dorfe der Leventina; Giuseppe Cattori, der kürzlich starb, war aus Sonogno, dem letzten Dorfe des Verzascales. Bundesrichter Bolla kommt aus Olivone, im Blenio. Der ehemalige Bundesrichter Garbani-Nerini aus Gresso im Val Onsernone. Wer nur die Städte kennt, kennt nichts vom Tessin. Die wahren Kräfte sind vielmehr auf dem Lande und in den Bergen

zu finden. Trotz Sonne und Volksliedern sind wir nicht gar so ein fröhliches Volk. Postkarten und Lieder haben sehr dazu beigetragen, uns von einer Seite zu zeigen, die uns gar nicht eignet. So war ja eine der ersten Ursachen unserer Auswanderung die beinahe tragische Unmöglichkeit zwischen den Felsen zu leben.

Nach der Auswanderung müssen wir nun auch einen Blick auf die Einwanderung werfen. Neben den eigentlichen Tessinern gibt es bei uns etwa 40—50,000 Eingewanderte. Dies ist nun eine äußerst vielgestaltige Erscheinung. Um hier klar zu sehen, müssen wir mindestens drei Arten der Einwanderung unterscheiden: eine italienische, eine deutschschweizerische und eine deutsche oder auf jeden Fall der Schweiz fremde.

Die italienische Einwanderung ist sehr stark, es hat bei uns zirka 30,000 Italiener. Ich muß wirklich sagen, daß wir dadurch keineswegs gestört sind. Ich kenne meine Heimat gut genug. Nie habe ich im geringsten den Eindruck gehabt, diese Italiener brächten dem Lande Schaden. Sie haben ja unsere Sprache und Religion und schicken ihre Kinder in unsere Schulen. Sogar unter dem Fascismus mit seinem absoluten System enthalten sie sich jeder Einmischung in unsere Angelegenheiten. Oft lassen sie sich — und wir begrüßen dies durchaus — naturalisieren. Schon die zweite Generation ist dann vollständig tessinisch. Diese Infusion italienischen Blutes vergütet uns gewissermaßen die ungeheuren Verluste, die wir durch die Auswanderung erlitten haben. Sie trägt auch dazu bei, ein Gleichgewicht wieder herzustellen, das ohne sie außerordentlich gestört geblieben wäre.

Die deutschschweizerische Einwanderung ist weniger stark (9000 bis 10,000) aber unendlich spürbarer. Was die Sprache anbelangt, so können die Deutschschweizer anfänglich nicht mit uns zusammen arbeiten; in der Folge gestalten sich die Dinge sehr verschieden, je nach Fall und Individuum. Es gibt solche, die soweit möglich, das Italienische erlernen, am lokalen Leben teilnehmen, in die tessinische Gesellschaft kommen und sich ziemlich rasch anpassen. Haben sie Kinder, so schicken sie sie in unsere Schulen und lassen sie mit den andern Kindern des Landes aufwachsen. Auch hier noch assimiliert sich die zweite Generation vollständig. Es ist absolut unrichtig, daß die Deutschschweizer eine einzige fremde Kolonie im Kanton bilden. Als ich noch Direktor des tessinischen Lehrerseminars in Locarno war, habe ich genügend mit ihnen vom Schulstandpunkt aus zu tun

gehabt. Dem Seminar waren gewisse Primarklassen angegliedert, in denen wir immer Knaben und Mädchen von Deutschschweizern hatten. In der ersten Zeit verstanden sie kein Wort italienisch. Nach einem Jahr sprachen sie schon sehr gut. Am Ende des dritten oder vierten Jahres war es nur der blonde Schopf, der sie von den kleinen Tessinern unterschied; sie sprachen sogar unsern Dialekt.

In der ganzen Schweiz besuchen die Tessinerkinder — die wir als völkische Gruppe, weiß Gott, Grund genug hätten, zu bewahren — die Landesschulen. Sie assimilieren sich der Majorität und sind für die italienische Sprache verloren. Darum ist es absolut notwendig, daß die Kinder der großen deutschschweizerischen Majorität unsere Schulen besuchen, Italienisch lernen und sich so unserer gefährdeten Minderheit angliedern. Seit ich in Zürich lebe, habe ich mit Vergnügen konstatieren können, daß die vernünftigsten Leute dieser Stadt diese Auffassung durchaus teilen. Es steht zu wünschen, daß sie auch ihre Mitbürger jenseits des Gotthards dafür gewöhnen. Übrigens ist eine solche Bewegung bereits im Gange, die sich zweifellos weiter auswirken wird. Eine ähnliche Anpassung, wie die von uns für den Tessin gewünschte, hat sich bereits in der romanischen Schweiz vollzogen; selbst Dichter, die ein ausgezeichnetes Französisch schreiben, haben Namen, die deutschen Ursprung verraten wie Spieß, de Ziegler, Kohler, Zimmermann, Rheinwald u. a.

Unglücklicherweise gibt es immer auch neben assimilierbaren Deutschschweizern nicht oder schwer assimilierbare. Ich verstehe sie, schätze sie aber nicht. Oft leben sie seit zehn Jahren im Tessin, spazieren oder hocken an der warmen Sonne, verstehen aber die Sprache des Landes nicht und kennen weder seine gegenwärtige noch seine vergangene Geschichte. Und ihre Kinder schicken sie in deutsche Schulen, deren eine in Muralto, eine andere in Lugano und eine dritte in Ascona existiert. Damit noch nicht zufrieden, gründen sie Vereine. So wollte man im vergangenen Jahr in Lugano eine Theatergesellschaft ins Leben rufen. Ich weiß nicht, ob es mißlungen ist, es wäre wahrhaftig schade! In Ascona, einem für die italienische Schweiz halb verlorenen Dorf, gibt es ein «Teatro San Materno», wo außer dem Namen nichts weiter italienisch ist. Daß man dort gute Sachen aufführt, ändert an der Grundtatsache nichts. Dann gibt's ferner deutschschweizerische Hotels, Vereine für deutsche Sprache, deutsche Vorträge; der deutsche Fremde kann zu gewissen Jahreszeiten sich bei uns ganz wie zu Hause fühlen. Bei

dieser Gelegenheit erzählt man sich bei uns folgende hübsche Anekdote: Ein großgewachsener Herr, der vermutlich aus Hamburg oder Jena kam, spazierte von Locarno gegen Ascona. Wie er so auf freiem Felde sich befand, fragte er den erstbesten:

«Wie heißt jenes Dorf dort?»

— Solduno.

«Und jenes andere da oben?»

— Intragna.

«Und das dort unten, jenseits des Sees?»

— Magadino.

Bei jeder dieser Antworten sperrte der Fremde die Augen weiter auf und sagte schließlich ganz bestürzt: «Das sind ja alles italienische Namen!»

Ich habe im Vorangehenden zwei verschiedene Verhalten der Deutschweizer im Tessin charakterisiert. Das erste erscheint mir vernünftig und patriotisch, weil derart die kleine italienische Schweiz nicht noch mehr geschwächt wird; das zweite aber unpatriotisch; es gibt außerdem denjenigen recht, die sowohl bei uns als auch anderswo für alten Rassenhaß empfänglich sind.

Endlich kann es uns auch in der Außenpolitik Unannehmlichkeiten eintragen. Die offiziöse These, die von Zeit zu Zeit in italienischen Zeitungen wiederkehrt, ist bekannt: «Solange der Tessin in bezug auf Sprache und Kultur italienisch bleibt, sind wir absolut damit einverstanden, daß er auch weiterhin schweizerisch bleibe, wie es seine Einwohner gewollt haben und es jetzt noch wollen. Aber nie werden wir einen germanisierten Tessin, 60 Kilometer von Mailand entfernt, dulden.» In seiner jüngsten mailändischen Rede hat Mussolini erklärt: «Unsere Beziehungen zur Schweiz sind ausgezeichnet; wir wünschen nur, daß die Italianität des Tessins gewahrt und verstärkt werde und das nicht nur in unserem eigenen, sondern auch im Interesse und für die Zukunft der schweizerischen Eidgenossenschaft.»

Im Tessin sagt man stolz, daß niemand sich in unsere Angelegenheiten mischen dürfe. Mag sein; aber man wird nie einen Staat und gar ein Staatsoberhaupt hindern können, sich Gedanken zu machen und sie zu äussern.

Die Einwanderung der Reichsdeutschen und anderer Fremden (wie viele mögen es wohl sein? 2—3000 vielleicht) — begleitet und verstärkt die der Deutschschweizer. In sprachlicher Beziehung be-

deutet das für uns fast dasselbe. Unter diesen Fremden hat es achtenswerte Leute, die alle mögliche Rücksicht auf das gastfreundliche Land nehmen.

Ein bekannter Schriftsteller zum Beispiel interessiert sich seit einer Reihe von Jahren für die öffentlichen Einrichtungen des Dorfes, in dem er haust. Es gibt aber andere, oft sonderbare Käuze, die auf niemanden und nichts Rücksicht nehmen. So hatten wir ehemals Vegetarier, die sehr malerisch aussahen, beinahe nackt, mit langen Haaren und zerzausten Bärten, Theosophen, Nudisten usw. Häufig sind diese Leute noch Doktoren, weiß Gott welcher Wissenschaft, oder auch Grafen, Barone, Prinzen. Zählt man all diese Deutschen und Deutschschweizer, die im Tessin wohnen, und diese wandernden Scharen, die ununterbrochen unser Land aufsuchen (150,000 Köpfe jährlich, unsere Haupteinnahmequelle) zusammen, so wird man leicht verstehen, warum man in Lugano und Locarno während der Hauptsaison soviel deutsch sprechen hört. Die italienischen Pasanten schließen daraus zu Unrecht, daß wir vollständig germanisiert seien. «Jedermann», sagte einst ein schweizerischer Staatsmann, «stürzt sich an dieses einzige Fenster, das wir auf der Sonnenseite haben.»

Der Tessin, als Staat, ist diesen Erscheinungen gegenüber lange taub gewesen. Erst in letzter Zeit hat man sich, dank Giuseppe Cattori, der während einiger Jahre unser Regierungschef war, darüber ereifert und auf Abhilfe gesonnen. Bis jetzt hat man folgendes unternommen: Man hat gewisse deutsche Schulen der Schweizerischen Bundesbahnen abgeschafft, die vom Bund subventioniert wurden. Man hat jetzt überdies eine Bundesunterstützung zum Schutze italienischer Sprache und Kultur erhalten. Man hat auch ein Gesetz über die Aufschriften erlassen. Dieses Gesetz wäre zuerst nötig gewesen. Es hätte dazu beigetragen, dem Lande sein eigenes italienisches Profil zu wahren. Es befiehlt in erster Linie den Gebrauch des Italienischen in allen öffentlichen Aufschriften. Die andern Sprachen werden wohl gestattet, haben sich aber unterzuordnen. Die Hotelbesitzer, die meist Deutschschweizer sind, waren darüber sehr erregt und wandten sich an das Bundesgericht, dessen Entscheidung folgendermaßen lautete: «Der Tessin hat alles Recht, den Gebrauch des Italienischen zu verlangen; aber er hat unrecht, die andern Sprachen an zweite Stelle zu verweisen, denen die Verfassung erklärt die absolute Gleichberechtigung aller drei Landesspra-

chen.» Das ist richtig. Das Resultat davon aber ist dies: Auf dem Gebiet der Aufschriften wird der Tessin den Eindruck eines zwei- oder dreisprachigen Landes machen. Das italienische wird nur gebraucht, weil man muß und mit Französisch oder Deutsch verbrämt und erstickt.

Diese Aufschriftenfrage hat mehr oder weniger leidenschaftlich die Öffentlichkeit beschäftigt. Der große Rat hat sich damit abgegeben. Die gesamte schweizerische Presse hat den bundesgerichtlichen Entscheid veröffentlicht. Man hat auch da und dort intelligente Hoteliers gesehen, die ihre Schilder in dem vom tessinischen Volke gewünschten Sinne geändert, das heißt den italienischen Text sinnfällig hervorgehoben haben. Trotzdem sieht man auf dem Gebiet der Reklame und der Anschriften bisweilen sonderbare Fälle. So rühmte ein Modeblatt in einer Tessinerzeitung im vergangenen Jahre seine Vortrefflichkeiten auf deutsch. Dann war in Locarno an mehreren Orten ein Plakat angeklebt, auf dem eine Waschanstalt ihre Dienste, Reinigen, Bügeln etc., ohne ein italienisches Wort anbot. Neulich wurde in Locarno, unweit des Bahnhofs eine Bierwirtschaft eröffnet, wo in großen Lettern geschrieben stand: «Basler Aktienbräu». Unter den Bögen in kleinen Buchstaben «Birreria» und «Gambrinus». Abends wird nur das große Schild beleuchtet. Ausgerechnet mit diesem erhabenen Gruß «Basler Aktienbräu» empfängt Locarno, diese Stadt italienischer Sprache und Schönheit, den Besucher, sobald er den Bahnhof verläßt. Man hat mir gesagt, dieses Schild sei mit Erlaubnis der Obrigkeit placiert worden; ich weiß es nicht. Liegt der Fehler am Besitzer, so tut er unrecht, liegt er aber an der Regierung, so tut die doppelt und dreifach unrecht.

In allen diesen Fragen ist es nicht leicht, optimistisch gesinnt zu sein. Immerhin, ich habe es schon erwähnt und muß es nochmals betonen: Hinter all diesen oft sonderbaren Geschichten steht ein kleines Volk, das arbeitet, leidet, denkt und schafft, eine eigene Erde besitzt; jenseits der Berge steht die ganze Schweiz mit ihrem Verständnis und ihrer Sympathie . . .

Ich aber glaube hier eine gerechte und wahre Sache vertreten zu haben. Oder habe ich vielleicht doch in einigen Punkten etwas übertrieben? Ich glaube kaum. Wäre es trotzdem der Fall, so würde mich meine Heimatliebe genügend entlasten, denn nur deshalb habe ich gesprochen oder um es mit Dante zu sagen:

Amor mi mosse che mi fa parlare.

II.

Die Überfremdungsgefahr in der welschen Schweiz

von Charles Gorgerat

Ich habe in diesem Frühjahr der «Gazette de Lausanne» einen gelegentlichen Artikel gesandt, den das große waadtländische Blatt in seiner Nummer vom 18. April 1934 veröffentlicht hat. Er hat bei einigen Miteidgenossen, wie es scheint, eine große Erregung bewirkt. Er hat namentlich zwei Antworten hervorgerufen, die in der Augustnummer der «Neuen Schweizer Rundschau» erschienen sind. Diese beiden Äußerungen, veröffentlicht unter dem Titel: «Le Fédéralisme et l'esprit de clocher», sind von den Herren Charly Clerc und Paul de Vallière verfaßt worden. Charly Clerc hat die seine «A propos d'un malaise» betitelt, während Paul de Vallière, einen meiner Sätze über die Schlacht bei Murten zum Vorwand nehmend, zu einer historischen Zurechtweisung ansetzte unter der Überschrift: «Les Vaudois et la Bataille de Morat.» Diese beiden Aufsätze haben dann ihrerseits eine Pressefehde ausgelöst, die vor allem im «Bund» und im «Journal de Genève» ausgetragen worden ist.

Ich trug mich mit dem Gedanken, den Herren Clerc und de Vallière in der «Neuen Rundschau» selbst zu antworten, als mir von der Schriftleitung freundlicherweise vorgeschlagen wurde, mich in der Dezemberrnummer über das Thema: «Die Überfremdungsgefahr in der welschen Schweiz» zu äußern. Ich ergreife die mir gebotene Gelegenheit mit Freuden, meine Gedanken, die ich in der «Gazette de Lausanne» vertreten habe, zu präzisieren und zu vervollständigen; ich benütze sie zugleich, um meinen Gegnern zu antworten. Auf diese Weise hoffe ich, Mißverständnisse zu zerstreuen und die ernste und verwickelte Lage hervorheben zu können. Die «Neue Schweizer Rundschau», deren geistige Unbefangenheit und deren gesunder Föderalismus anerkannt sind, ist die denkbar beste Tribüne, die ich zur Verfügung haben kann, um einen Alarmruf auszustoßen und die Wachsamkeit der Eidgenossenschaft auf die Assimilationskrise zu lenken, die in der französischen Schweiz und besonders im Kanton Waadt zutage tritt.

*

Ich muß die Leser der «Neuen Schweizer Rundschau» vorerst genauer ins Bild setzen über den Sinn und die Tragweite des Artikels, den ich dieses Frühjahr an die «Gazette de Lausanne» gerichtet habe. Wer nur die Ausführungen der Herren Clerc und de Vallière gelesen hat, der hat ein durchaus verstümmeltes und verunstaltetes Bild meiner Gedankengänge und Ausdrucksweise.

Um einen Begriff zu geben, wohin ich mit meinen Auslassungen zielte, denen ich die Überschrift: «Malaise» gegeben hatte, ist es deshalb notwendig, den Anfang meines Artikels im Wortlaut anzuführen:

«Das Waadtland wirft sich zuweilen auf und behauptet, «le milieu de monde» zu sein. Überlegt nur einen Augenblick: je nachdem ein Wassertropfen einen Meter mehr nach links oder rechts fällt, so wird er entweder in die Venoge, den Léman und mit der Rhone ins Mittelmeer fließen; oder aber er rinnt in die Zihl, die Aare und durch den Rhein in die Nordsee. Als Grenzscheide zwischen dem Rhonebecken und dem Rheinbecken will uns das Waadtland manchmal als der Nabel von Westeuropa vorkommen . . . Kindische Überhebung! Diese Eitelkeit ist um so unbedachter, als unsere Neider behaupten, daß diese Unschlüssigkeit des Wassers, Richtung und Ziel zu wählen, das exakte Sinnbild unseres zaudernden und schwankenden Geistes darstelle. Ist denn nicht die Unschlüssigkeit einer unserer Charakterzüge, die aus unserer geographischen Lage und damit aus unserer politischen Situation entspringen? Seinem Wesen nach lemanisch und rhodanisch, bildet der waadtländische Boden eine March der Latinität, einen romanischen Vorposten an der Grenze der germanischen Rasse und Sprache.

Eine große Ehre, gewiß, aber auch eine große Gefahr. Da ich das Wort Vorposten hinschreibe, erhebt eine innere Stimme sich und fragt, ob es nicht richtiger wäre, von einem Gefangenen oder einer Geisel zu reden?

Als Übergangsland zwischen dem Norden und dem Süden, als Bindestrich zwischen den lateinischen und romanischen Rassen, französischer Zunge und schweizerischer Nationalität, ist unserer waadtländischen Heimat sicher eine sehr schöne Rolle zugedacht; aber ist unser kleines Land stark genug, besitzt es

Persönlichkeitsbewußtsein genug, um seiner Aufgabe gewachsen zu sein und von ihr nicht überwältigt zu werden?

Völkisch, sprachlich und politisch gesehen, ist unser Land immer mehr zu einem wahren Tummelplatz von Ideen und Zivilisationsformen geworden, eine Drehscheibe, auf der alle erdenklichen Züge aus allen Windrichtungen kreuzen.

Wegkreuzung . . . Rassenkreuzung: seit einem halben Jahrhundert ist unser Land überflutet worden — überaus friedlich nebenbei — von einer fremden Bevölkerung, von romanischen und alemannischen Schweizern, von Piemontesen und Lombar-den, Franzosen und Metöken. Diese Neuankömmlinge haben sich ziemlich eng vermischt mit den Einheimischen; sie sind von ihnen assimiliert worden. Zahlreiche Heiraten, vor allem in den Städten, haben diese Verschmelzung bekräftigt. So trifft man zuweilen Mitbürger, deren Namen einen sehr germanischen oder ennetbirgischen Klang haben, die mit einem durchaus waschechten waadtländischen Akzente reden. Aber kommt die eingeborene Rasse bei dieser Operation ohne Schaden weg? Wird sie nicht geschwächt durch diese ständige Transfusion? Nimmt ihr Blut nicht zu viel fremde Elemente auf, die ihren Organismus beunruhigen müssen? Wird sich das in der Zukunft nicht gefährlich auswirken?

Die Beimischung dieser vielfältigen Bevölkerungselemente, die aus Ländern stammen mit andersgearteter Lebenshaltung, Sprache und Religion, bewirkt einen Bruch in der geistigen und moralischen Einheit des Landes.

Wer Fusion sagt, der sagt auch Konfusion. Unbestimmtheit des Gefühls und der Ideen, Verwirrung in den Geistern und Herzen . . .»

Nachdem ich auf diese Weise an die Dinge herangetreten war, folgten einige Feststellungen und Betrachtungen über das schwankende Verhalten und die Unsicherheiten, die gegenwärtig auffallen, vor allem im sprachlichen Ausdruck¹ und in architektonischen Dingen,² sowie über die wachsende geistige Verworrenheit und die

¹ Vergl. Frank L. Schöell, «La langue française en Suisse», *Revue des deux Mondes*, 15. X. 1934 (Red.).

² Vergl. Charles Simon, «Protégeons nos cités», *Gazette de Lausanne*, 15. I. 1934 (Red.).

Invasion ausländischer Denkungsart. Ich werde später auf die Prüfung dieser verschiedenen Fragen zurückkommen.

*

Ehe wir nun auf das Hauptproblem eintreten, sei zuerst kurz die historische Krittelei von P. de Vallière erledigt, die er in seinem Aufsätze: «Les Vaudois et la bataille de Morat» vorgebracht hat. P. de Vallière, der mir vorwirft, eine Karikatur des Föderalismus entworfen zu haben, behauptet, daß 900—1000 Waadtländer bei Murten auf der Seite der Eidgenossen gekämpft hätten und kein einziger im burgundischen Lager gestanden habe. Diese Behauptung ist dafür eine Karikatur der Geschichte. In Tat und Wahrheit schlugen sich — nach der Mehrzahl der Geschichtsschreiber — auf der Seite der Eidgenossen einzig die Leute von Payerne und die Untertanen des Grafen von Greyerz. Im gegnerischen Lager aber befanden sich vor allem die «bonnes villes» des Waadtlandes und die adeligen Grundherren, die sich seit dem 14. Oktober 1475 mit Bern im Krieg befanden.

Man kann diskutieren über die Frage der Kontingente und Zahlen, aber dahinter steht noch ein wichtigerer Punkt. Paul de Vallière schreibt selbst in seiner Monographie über Murten: «Ce ne fut qu'au lendemain de Morat qu'avertis par l'expérience, les cantons semblèrent admettre avec Berne que l'existence de la Confédération dépendait de la possession du Pays de Vaud. Ils poursuivirent alors leurs avantages jusques sur les rives du Léman.» Diese Bemerkung stimmt mit den Tatsachen durchaus überein; denn am 24. Juni 1476, also zwei Tage nach der Schlacht bei Murten, schrieb der bernische Rat an die Hauptleute des bei Murten liegenden Heeres, daß der Friede und die Sicherheit von Bern — abhingen vom Besitze des Waadtlandes. Wie kann man da also bestreiten, daß die Schlacht bei Murten das Grab der waadtländischen Freiheit geöffnet habe? Es ist eine unbestreitbare historische Tatsache, trotz der allerbesten helvetischen Gefühle.

P. de Vallière hat sich auf unseren nationalen Geschichtsschreiber, Juste Olivier, berufen; er hätte besser getan, ihn zu zitieren als ihn zu mißbrauchen. Juste Olivier zitiert Watteville wirklich und erinnert daran, daß die Chronik der Burgunderkriege nie davon

spricht, das Waadtland als solches habe sich in den Krieg einge-
mischt. Und er fügt hinzu:

«Notre patrie n'était point en cause dans cette guerre; elle ne pouvait y être qu'en jeu. Petite confédération de républiques sous le patronage d'un seigneur étranger, à qui se joindrait-elle dans ce conflit de deux puissance qui l'entraînaient toutes deux? Elle ne put que leur être un chemin pour le mieux saisir: ce fut là son sort; et pour la Suisse, avoir un tel champ de bataille, si facile et si bien nettoyé, c'était déjà la victoire. Le rôle du pays fut donc avant tout celui d'un spectateur et d'un patient. On le voit disparaître sous la foule bigarrée des soldats de toute nation, Flamands, Lombards, Picards, Savoyards et Bourguignons, jetés en garnison dans les places ou tenant la campagne: et à l'exception de quelques faits isolés, de la part plus active que prit la noblesse à la guerre, de la résistance des cités aristocratiques telles qu'Yverdon, et des services que rendirent aux Confédérés celles qui se tournèrent vers eux, telles que Morat, ce n'est pas lui qui combattit alors; il ne fut chargé que de souffrir. Les Suisses nous imposèrent un baptême de sang, avant de nous donner le nom de frères. D'autres, à leur entrée dans la Confédération, appendirent à son faisceau leurs enseignes triomphales; de nous on ne voulut qu'un linceul.»

Ich habe geschrieben, daß die Schlacht bei Murten das Grab (le tombeau) der waadtländischen Freiheit gewesen sei, Juste Olivier spricht dafür von einem Leichentuch (linceul). In ganz natürlicher Weise haben wir beide synonyme Ausdrücke verwendet. Ich stelle es mit Genugtuung fest. P. de Vallière zögerte dabei nicht, von «grossière altération de l'histoire» zu sprechen; der Vorwurf fällt wohl auf ihn zurück, um so mehr, als er ein Historiker zu sein den Ehrgeiz hat.

Mit Charly Clerc verlassen wir die vergangenen Zeiten und kehren in die Gegenwart zurück. Er will nicht, daß man wegen einer solchen geschichtlichen Bürde in Unruhe gerate. Er zieht es vor, das Leben auf neue Rechnung zu beginnen.

Das will ich nun wahrhaftig auch. Es taugt mehr die Geschichte zu vergessen, wie Charly Clerc es mit guter Absicht tut, als sie zu deformieren wie P. de Vallière. Ich merke nur an, daß die Methode

von Charly Clerc sehr bequem ist, um gewisse historischen und politischen Probleme zu liquidieren. Es gibt gewisse Fälle, wo sie weder zulässig noch gerecht ist.

*

Nach diesen Präliminarien können wir nun auf den Hauptpunkt eintreten und die Problematik der gegenwärtigen Lage beleuchten. Es soll weder in optimistischer, noch in pessimistischer Weise geschehen, sondern einfach unparteiisch und objektiv, einzig auf die Wahrheit bedacht. Charly Clerc stellt mich als ein «grundsätzlich Unzufriedener» dar und lädt mich ein, «besserer Laune» zu sein. Ich habe indessen nie Verfolgungswahn gehabt, sondern ich bin wie die meisten Waadtländer ein gutgelaunter Optimist; ich bin auch, wiederum wie alle Waadtländer, ein treuer und loyaler Eidgenosse. Wenn ich aber eine beunruhigende Lage feststelle, die zusehends ernster wird und ein schweres «Malaise» in meinem Heimatkanton schafft, dann halte ich es für mein Recht und meine Pflicht, die Stimme warnend zu erheben und die Waadtländer und die Eidgenossen auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die bedrohlich werden kann. Der wahre Partiotismus schließt nicht die Augen vor den Übeln und Fährnissen. Er fordert vielmehr unbedingte Offenheit, auch wenn sie peinlich ist und hart für die Ohren.

Gewiß sind nun auch die Minderheiten immer besonders empfindlich; sie bedürfen des entgegenkommenden Wohlwollens, wenn sie ihre Sorgen laut werden lassen. Wenn sie auf ihr «Malaise» hinweisen, leisten sie schließlich der Mehrheit und dem ganzen Lande einen Dienst. Die «Neue Schweizer Rundschau» hat dies sehr wohl verstanden, als sie ihre Seiten Giuseppe Zoppi, dem so geschätzten Tessiner Dichter und Verfechter der «italianità» und einem hundertprozentigen Waadtländer, wie dem Verfasser dieser Zeilen, zur Verfügung stellte.

In vergangenen Zeiten, als die Bundesverfassung nicht das Recht zur Niederlassung von Bürgern eines Kantons in jedem andern Kanton gewährleistete, als die Verkehrsmittel noch nicht so entwickelt waren wie heute, lebte jeder Stand sein eigenes Leben. Daß Eidgenossen sich in einem andern als ihrem angestammten Kanton niederließen, geschah nur ausnahmsweise. Zu Anfang betrachtete man sie als Fremde, waren sie aber einmal untergetaucht in der

eingeborenen Bevölkerung, so assimilierten sie sich rasch und restlos. In der zweiten Generation betrachteten sich die im Welschland niedergelassenen Abkömmlinge von Deutschschweizern durchaus mit Recht als echte Söhne ihrer Adoptivheimat. Sie nahmen deren Sprache und Sitten an und bewahrten anderseits doch ihre anerkannten Eigenschaften: Fleiß, Biederkeit, Solidität.

Dasselbe Phänomen der Assimilation vollzog sich übrigens auch bei den meisten Ausländern, welche sich in unserem Lande für die Dauer niedergelassen hatten; auch sie glichen sich rasch und völlig an. Die Kraft der Assimilation unserer romanischen Kantone und ihre Fähigkeit zur Absorption heterogener Bevölkerungselemente war geradezu bewunderungswert.

Zu jener Zeit bewahrten unsere Landschaften nicht nur völlig ihren waadtländischen, neuenburgischen, freiburgischen oder genferischen Charakter, sondern auch die industriellen Unternehmungen, die Handelshäuser und Banken, die Wirtschaften und Gasthöfe, die Läden der Handwerker trugen Namen, welche recht wohl als «de chez nous» gelten durften. Selbst diejenigen, welche importiert waren, schienen ebenfalls «de chez nous»; man hatte sich an sie gewöhnt, so sehr, daß man sie übersetzte oder umbildete durch eine bisweilen recht pittoreske Aussprache. Gewisse dieser Namensumbildungen sind sogar offiziell vom Zivilstandsamt sanktioniert worden. Von einer Assimilationskrise konnte in dieser unbeschwernten Zeit keine Rede sein.

Aber nach und nach hat sich die Situation geändert, zuerst kaum spürbar, dann aber immer empfindlicher; schließlich hat die Änderung ein solches Ausmaß angenommen, daß die Geister beunruhigt und aufgerührt wurden vor der wachsenden Gefahr. Angesichts des ständig mächtigeren Zustromes haben wir das Gefühl, daß wir bald nicht mehr mit gleichen Waffen werden kämpfen können, und daß unsere Kraft der Assimilation in kurzem nicht mehr ausreichen wird. Statt die Neuankömmlinge zu akklimatisieren, sind wir es selbst, die Tag um Tag mehr ihrem Einfluß unterliegen.

Das deutschschweizerische Element ist in unseren Gegenden, vor allem seit dem Krieg, in relativ gewaltigem Ausmaß angewachsen. In manchen Regionen des Waadtlandes wird diese massenmäßige Einwanderung beunruhigend. Es bilden sich veritable Kolonien, deren Glieder ihr eigenes Leben leben und nicht im Leben der eingeborenen Bevölkerung aufgehen.

Ich habe andernorts zwei Tatsachen erwähnt, die ich hier als Beispiele anführen will: Vor einem Jahr wurden von einem waadtländischen Zivilgericht, das gelegentlich in einer Ortschaft der Côte tagte, ein Dutzend Einwohner als Zeugen aufgeboden. Ein einziger war Waadtländer und sprach französisch. Alle die andern, ob bäuerliche Hofbesitzer oder Bedienstete, waren Deutschschweizer; mehrere von ihnen verstanden oder sprachen auch nicht das geringste Wörtchen Französisch. Ein Richter mußte den Gefallen tun und als Dolmetscher einspringen. Man hätte meinen können jenseits der Sarine zu sein.

Aber noch besser: In einer Gemeinde des Broye-Bezirk (Broye aventicienne) ist die Mehrheit des Gemeinderates und der Milchgenossenschaft aus Deutschschweizern zusammengesetzt, von denen eine Anzahl, wie es scheint, nicht französisch verstehen. Die Frage ist aufgeworfen worden, ob im Gemeinderat die Verhandlungen deutsch geführt werden sollten; der Primarschule dieser waadtländischen Gemeinde gegenüber mußte das Erziehungsdepartement zu besonderen Maßnahmen schreiten, um die Verteidigung der französischen Sprache und die Assimilation der Kinder, deren Mehrzahl nicht französisch verstand, zu sichern.

Diese zwei an sich unbedeutenden Tatsachen sind charakteristisch für die gegenwärtige Lage, die um so bedenklicher erscheint, als der Wille zur Assimilation nicht vorhanden ist. Leute, die zum Beispiel den «Vorspann, Blätter für bäuerliche Wohlfahrtspflege und Heimatkultur» lesen, ein Blatt, das in Großhöchstetten erscheint, können dort einer der Gründe dieser bedauerlichen Situation erfahren. Diese Zeitung ist das Organ einer unverhüllten bäuerlichen Kolonisation des waadtländischen Bodens. Die Führer dieser Bewegung haben in ihrem Programme: die bernischen und deutschschweizerischen Bauern, welche sich im Waadtland niedergelassen haben, in regionale Gruppen zusammenzufassen und ihre Assimilation an die eingeborene Bevölkerung zu bekämpfen. Für alles, was waadtländisch ist, haben sie oft nichts als Geringschätzung übrig.

Inmitten dieser deutschschweizerischen Bauern siedeln sich dann noch Handwerker verschiedener Berufe an, Hufschmiede, Schuster, Schlosser usw. Sobald die Wirtshäuser, die bis anhin von Landsleuten geführt worden sind, ihre Besitzer wechseln, gehen sie in die Hände von Miteidgenossen über, die bald die alten traditionellen

Schilder entfernen und sie durch die Emailtafeln der Brauereien, oder durch die berühmte Inschrift: «Restauration» ersetzen.

Neben dieser bäuerlichen Einwanderung steht diejenige des Handels und der Industrie. Angefangen hat es vor vielen Jahren mit der Hotelindustrie. Die alten Gasthöfe, erstellt und geführt von den einheimischen Familien, sind oft in die Hände von Aktiengesellschaften übergegangen, deren Leiter und deren Angestelltenschaft meist von jenseits der Sarine hergekommen sind.

Später ist die gleiche Erscheinung bei den Banken eingetreten: Die altangesehenen Häuser mit ihren bekannten Namen, die ihre Geschäftstätigkeit von Generation zu Generation in den Dienst einer getreuen lokalen Klientele stellten, sind verschwunden. Sie sind der scharfen Konzentration erlegen, die ein Resultat der politischen Zentralisation ist, und den «Kartellen» des modernen Wirtschaftslebens. Und überall sind es die großen deutschschweizerischen Unternehmungen, welche die kleinen Banken der welschen Schweiz aufgezehrt haben. «La banque romande» wird bald nur noch in der Erinnerung existieren.

Der selbe Vorgang hat sich auch in der Nahrungsmittelindustrie vollzogen: Saxon ist in Lenzburg aufgegangen. Dasselbe geschieht, nach den letzten Nummern des «Bulletin financier suisse» zu urteilen, auch in der Zementindustrie: die welschen Fabriken werden von deutschschweizerischem Kapital kontrolliert. Weitern Unternehmungen steht dieses Schicksal bevor.

Konzentration heißt Absorption; eine wirtschaftliche Gefahr, aber auch eine politische Gefahr.

Aber wenn ich Feststellungen dieser Art mache und die Schlüsse, die sich dem Geiste aufdrängen, daraus ziehe, dann wird Charly Clerc mir sicher wieder vorwerfen, es fehle mir an «sens helvétique». Ich muß hier an jenen braven Bürger denken, dem man Uhr und Brieftasche weggenommen hat, und der auf seinen Protest hin sich sagen lassen muß, es fehle ihm an Gemeingefühl.

Die Folgen dieser «Konzentrationen», dieser Invasion und dieser tatsächlichen Kolonisation habe ich bereits erwähnt; auf sie habe ich in erster Linie in meinem Artikel in der «Gazette de Lausanne» hingewiesen. Ich möchte hier nur noch anführen, was ich von der Sprache und der Architektur gesagt habe:

«Unsere Sprache, die schon von Natur aus unpräzise ist, wird jeden Tag unreiner. Sie weist als charakteristischen Mangel die vielen

falsch angewandten Ausdrücke, den immer stärkeren Einstrom von Germanismen und die Durchsetzung mit Ausdrücken aus dem «français fédéral» und der Geschäftssprache auf. Beständig Wörter wie: «un manco», «une firme», «la facturation», lesen und hören zu müssen, ist gräßlich. Eine babylonische Sprachverwirrung!

In architektonischen Dingen herrscht die gleiche Verwirrung und der gleiche Einbruch des Fremden. Gewiß, wir haben vielleicht im Waadtland nie eine wirklich bodenständige Kunst oder einen art-eigenen Stil besessen. Wir können uns nicht einer eigenen künstlerischen Vergangenheit, harmonischer Gesamtanlagen rühmen, wie sie zum Beispiel Bern besitzt; anderseits ist der Walliser Stil bis zum Genfersee, der Neuenburger Stil bis nach Yverdon und Orbe, der savoyardische und genferische Stil bis nach Nyon, der Stil des bernischen und freiburgischen Plateaus bis in die Broye vorgedrungen. Aber dessen ungeachtet hatten unsere kleinen Städte Morges, Rolle, Nyon, Cully, Orbe, Yverdon, Moudon, Payerne usw. eine nahe Familienähnlichkeit, ein besonderes ländliches Gepräge, eine architektonische Harmonie, die aus den alten überlieferten Bauweisen und aus der Verwendung des einfachen, aus dem heimischen Boden stammenden Materials herrühren. Das ergab einen überaus glücklichen Einklang zwischen der Landschaft und den Wohnstätten unserer Flecken und Städtchen.

Diese alte harmonische Einfachheit ist jetzt immer mehr einem anarchischen Durcheinander gewichen. An der Spitze dieses Abgleitens in eine chaotische Unordnung durch die massenhafte Errichtung von Bauten aller Stile, von denen jeder dem anderen ins Gesicht schlägt, steht Lausanne: man denke an den Platz St. François, an den Riponne-Platz, an den Chauderon-Platz, an Metropole-Bel-Air usw. An der Peripherie ist es noch schlimmer: ein sogenanntes «Bernerhaus» steht neben einer verkitschten florentinischen Villa, in der Nachbarschaft eines Corbusier-Hauses steht irgendein Bauernhäuschen als Überbleibsel vergangener Zeiten. Eine vollständige und leidige Kakophonie.

Ich habe auch darauf hingewiesen, daß dieser Einstrom fremder Stile in unserem Kanton sich nicht nur in Lausanne, sondern im ganzen Land vollzieht. So hat man zum Beispiel mitten in der Wein-
gend von Lavaux am Ufer des mediterranen Léman Chalets errichtet, die aus Interlaken oder Meiringen importiert worden sind. Das ist keine Geschmacksverirrung mehr, das ist ein Angriff auf das

geliebte Antlitz unserer kleinen waadtländischen Heimat . . . Offenbar mangelt es mir auch hier wieder an «sens helvétique».

Die Sünden gegen den Geist der Sprache und gegen den Geschmack nehmen wir überall mit Augen und Ohren wahr, aber auch die Verwirrungen des Denkens und der Einfluß fremder Mentalitäten machen sich auf allen Gebieten, wenn auch weniger augenfällig bemerkbar und bilden eine unleugbare Gefahr. Wir schlucken so viele Phrasen und Ideen, die uns fremd sind, daß wir uns immer weniger dagegen wehren und uns schließlich einer Art von «Vola-pük» des Denkens und Fühlens überlassen. Wir sind im Begriffe, uns selber zu verlieren. Das geliebte Antlitz der Heimat ist das Äußere; aber nicht nur dieses, auch das Innere ist angegriffen. Die waadtländische Seele, der «Esprit romand», sind verwundet und aufgestört. Das ist das «malaise», dem ich zum Wort verholfen habe . . .

In meiner Haltung soll nichts Herausforderndes oder Antihelvetisches liegen; sie ist nur eine natürliche Geste der Verteidigung und der notwendigen Reaktion. Ich stelle keine der vielen guten Eigenschaften unserer deutschschweizerischen Eidgenossen in Abrede. Ich achte ihre Arbeit, ihre Ehrlichkeit und ihre Ausdauer. Sie bezeugen uns ihrerseits ihre Schätzung des Welschlandes dadurch, daß sie so zahlreich zu uns kommen und bei uns bleiben. Ich weise nur auf eine Situation hin, die mir sehr ernst scheint, und wenn ich jemanden durch den Ausdruck meiner Gedanken und Gefühle verletzt habe, so möge er mich entschuldigen. Aber ist nicht die Gradheit und Offenheit unter Eidgenossen die Voraussetzung ihres Bundes?

In dieser patriotischen Sorge und in vertrauensvoller Loyalität appelliere ich an alle, denen die Vielfalt unserer deutschen, französischen und italienischen Kulturen Herzenssache ist, und die überzeugt sind, daß diese Vielfalt die Kraft und der Daseinsgrund unseres schweizerischen Vaterlandes ist. Ich appelliere an alle, die von wahren helvetischen Geist beseelt sind, an alle, welche die Grösse und Notwendigkeit des gesunden Föderalismus, dieses Eckpfeilers des Schweizerhauses, begreifen. «La Suisse une et diverse», gewiß, aber in der Wirklichkeit und nicht nur in schönen, klingenden Sätzen und Festreden!

Ich danke noch einmal der «Neuen Schweizer Rundschau» für ihre Gastfreundschaft und die Gelegenheit, die sie mir geboten hat,

meinen Standpunkt zu verfechten und schließe mit denselben Worten, wie in der «Gazette de Lausanne»:

«Was ist das Ziel dieses Aufsatzes, der Sinn meiner Worte? Pessimismus oder Defaitismus? Durchaus nicht! Nichts anderes, als das Unbehagen und die Beunruhigung, von denen wir so oft ergriffen werden, zum Ausdruck zu bringen und zu versuchen, Klarheit über uns selbst zu bekommen und zur notwendigen Wachsamkeit aufzurufen. Welche Schlüsse sind nun zu ziehen? «Vivre notre vie et vivre de notre vie», das heißt, wir wollen das bodenständig Waadtländische stärken, seine Originalität und Individualität ins Bewußtsein erheben und unsere Energien anspannen, damit wir ohne Zagen und ohne größere Gefahr unsere schwierige Mission erfüllen können. Und deshalb auch wollen wir durchhalten in unserem Föderalismus, dem letzten Hort der lebendigen Besonderheiten und regionalen Eigenwüchsigkeiten, auf denen das Dasein und das Heil der ganzen Eidgenossenschaft gegründet ist.